

Gnade euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus!

Er war selten allein. Aufgewachsen unter Geschwistern, mit Standesgenossen erzogen, sehr früh Soldat. Die Freundschaften, die er als Offizier schloss hielten auch noch über seinen Abschied vom Militär hinaus. Unstet war er. Immer unterwegs. Irgendwie getrieben. Einer, der sein Talent kennt, der aber immer wieder etwas anfängt, viel davon wieder liegen lässt, weiterhetzt.¹ Er tut sich leicht damit, immer wieder neue Leute kennen zu lernen, auch Beziehungen zu halten. Und doch gilt er als der große Einsame in der deutschen Literatur. Die Rede ist von Heinrich von Kleist.

In ihrer Erzählung „Kein Ort. Nirgends“ lässt Christa Wolf ihn mit Karoline von Günderrode zusammentreffen. Einer sehr begabten, klugen und belesenen Schriftstellerin. Die aber zunehmend darunter gelitten hat, dass sie ihre Anlagen nicht entfalten konnte. Die Verhältnisse steckten sie in ein Korsett aus dem sie sich nicht befreien konnte.

Kleist und Günderrode. Seelenverwandte. „Der Tod ist besser als so zu leben“²

So zu leben – das ist teilnehmen wollen am großen Ganzen und mitgestalten wollen und dann immer wieder zu scheitern an sich selbst und an den anderen. Und schließlich nirgendwo so recht dazu zu gehören, kein zu Hause haben in der Welt.

Dieses Scheitern, dieses Herausfallen, lauert überall.

Gewöhn dich nicht.

Du darfst dich nicht gewöhnen.

Eine Rose ist eine Rose.

Aber ein Heim

ist kein Heim.

Sag dem Schoßhund Gegenstand ab

der dich anwedelt

aus den Schaufenstern.

1 Jens Bisky, Kleist, Berlin, 2007, S 7

2 Christa Wolf, Kein Ort. Nirgends, Frankfurt am Main 2007, S. 103

Er irrt. Du

riechst nicht nach Bleiben.

warnet Hilde Domin in ihrem Gedicht „Mit leichtem Gepäck“³.

Manche haben noch nie „nach Bleiben gerochen“.

Bei anderen ist etwas zerbrochen: "Das wird nie wieder, wie es war, / wenn es auch anders wird. / Auch wenn das liebe Glöcklein tönt, / auch wenn kein Schwert mehr klirrt. //

Mir ist zuweilen so, als ob/ das Herz in mir zerbrach. / Ich habe manchmal Heimweh. / Ich weiß nur nicht, wonach". So Mascha Kaléko in ihrem "Emigranten-Monolog" 1945 ⁴

Kleist und Günderrode, Domin, Kaléko. Nur drei Beispiele. Und unzählige mehr ließen sich finden. Nicht nur in der Literatur. Auch im Leben.

Wer kennt sie nicht, die Leute, denen offenbar nichts so recht von der Hand gehen will, die, die überall anecken, wenn sie sich auch nur ein bisschen bewegen, die die einfach nicht herausfinden aus ihrer Öde ?

Oder die Gebrochenen, die nach einer Krankheit einfach nicht mehr auf die Beine kommen, die, die sich noch nach Jahren den Kopf einrennen auf der Suche nach einer verlorenen Liebe und die, die kein Weihnachten mehr feiern mögen, seitdem das Kind gestorben ist ?

Nicht mehr zu Hause in der Welt.

Paulus ist ein Kind seiner Zeit. Das wahre Zuhause. Die goldene Zeit. Die kommt erst noch. Du bist unterwegs zum Besseren. „Was an Dingen herumliegt, das betrachte als Gepäckstücke in einem Gästezimmer“ schreibt Seneca⁵, der römische Philosoph, Dramatiker, Naturforscher und Politiker. Nicht nur ein Zeitgenosse von Paulus. Das was sie geschrieben haben war teilweise so ähnlich, dass ein paar Jahrhunderte später einer einen ganzen Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus erfunden hat.

3 Hilde Domin: Sämtliche Gedichte. Frankfurt am Main 2009,

4 Mascha Kaléko, Jutta Rosenkranz (Hrsg.), Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden, München, 2012, Band 1

5 Epistula 102,24 in: Epistulae morales ad Lucillum, zit. nach Christian Wolff, Der zweite Brief des Paulus an die Korinther (ThHNT VIII), Leipzig, 2011, S. 101 - 105

Das alles hier, dieses ganze Leben mit seiner Mühe, mit seinen Entbehrungen, seinen Enttäuschungen, mit seiner Ungerechtigkeit, das kann doch nicht alles sein. Dieser Gedanke kam zuerst bei den Griechen auf. Und bald war das der gängige Glaube im Imperium Romanum: Das Leben hier ist nur eine Vorstufe. Der Glaube an ein Jenseits, dass es einen Himmel und eine Hölle gibt, selbst die Vorstellung von einem Zwischenreich, wo die Seele gereinigt wird, das findet man bei den Griechen und Römern. Im antiken Judentum war es nur eine kleine Gruppe von Priestern, die auch diesen Vorstellungen anhing.⁶

Paulus war ein Kind seiner Zeit. Durchaus modern und durchaus bewandert in dem, was die Philosophen, die Intellektuellen seiner Zeit, so bewegte. Im zweiten Brief an die Korinther schreibt Paulus:

1 Wir wissen ja: Unser Zelt in dieser Welt wird abgebrochen werden. Dann erhalten wir von Gott ein neues Zuhause. Dieses Bauwerk ist nicht von Menschenhand gemacht und wird für immer im Himmel bleiben. 2 Darum seufzen wir und sehnen uns danach, von dieser himmlischen Behausung gewissermaßen umhüllt zu werden. 3 Wir werden nicht nackt dastehen, wenn wir einmal unser Zelt in dieser Welt verlassen müssen. 4 Doch solange wir noch in dem alten Zelt leben, stöhnen wir wie unter einer schweren Last. Wir würden diese Hülle am liebsten gar nicht ausziehen, sondern die neue einfach darüber ziehen. So könnte das, was an uns vergänglich ist, im neuen Leben aufgehen. 5 Auf jeden Fall hat Gott selbst uns darauf vorbereitet. Er hat uns als Vorschuss auf das ewige Leben seinen Geist gegeben.

6 So sind wir in jeder Lage zuversichtlich. Wir sind uns zwar bewusst: Solange wir in unserem Körper wohnen, leben wir noch nicht beim Herrn. 7 Unser Leben ist vom Glauben bestimmt, nicht vom Schauen dessen, was kommt. 8 Trotzdem sind wir voller Zuversicht. Am liebsten würden wir unseren Körper verlassen und beim Herrn leben. 9 Deswegen ist es für uns eine Ehrensache, ihm zu gefallen. Das gilt, ob wir schon zu Hause bei ihm sind oder noch hier in der Fremde leben. 10 Denn wir alle müssen einmal vor dem Richterstuhl von Christus erscheinen. Dann bekommt jeder, was er verdient. Es hängt davon ab, ob er zu Lebzeiten Gutes oder Böses getan hat.

6 Bernhard, Lang, Himmel, Hölle, Paradies: Jenseitswelten von der Antike bis heute, München, 2019

Heimatlos sein.

Das war geradezu das Identitätsmerkmal der jungen christlichen Gemeinschaft. Christen sind „Fremde und Gäste, Pilgernde, Vorüberziehende“ schreibt Petrus (1.Petr. 2,11), „unterwegs zu einer besseren Heimat“ heißt es im Hebräerbrief (Hebr 11, 16a). Später singen wir „Ich bin ein Gast auf Erden“ von Paul Gerhard. Da heißt es „So will ich zwar nun treiben mein Leben durch die Welt, doch denk ich nicht zu bleiben in diesem fremden Zelt. Ich wandre meine Straße, die zu der Heimat führt, da mich ohn alle Maße mein Vater trösten wird“.

Und Paulus sagt 'Auch wenn ich am liebsten flüchten würde aus der Welt. Ich habe aber doch Verantwortung für sie'.

Aber ist das alles? Wenn Verantwortung, das einzige ist, was ihn mit der Welt, mit dem Leben hier verbindet, ist das nicht ein recht dünner Faden?

Ich vermute, dass jede und jeder von uns beides kennt. Das Zuhause sein im Leben und in der Welt, ganze Zeiten in denen es schöner nicht sein könnte, in denen man alles aufsaugen möchte, um nur ja nichts zu versäumen, schöne, zufriedene Verbindungen zu allen um einen herum, Familie, Freunde, Kollegen – erstaunliche Begegnungen, ganz zufällig und doch voller Interesse und voller Verständnis, Erfolge, eine neue Liebe, tiefes Glück.

Aber wer kennt nicht auch die andere Seite: Isoliert sein, keinen haben, der mich wirklich versteht, Neid, schlecht gemacht werden, sich nicht wehren können, hilflos sein, Versagen, Selbstvorwürfe, verlassen werden und verlassen – das Gefühl „ich will nur noch weg“.

Zu Hause sein in der Welt. Ich tue mich schwer, dem Paulus so ganz zu folgen.

Unlängst habe ich aber bei einer Pfarrerin, der ich gern zuhöre, ihre Position dazu gelesen mit der ich schließen möchte:

„Wir passen nicht in die Dörfer. Nicht in Galiläa. Nicht im Schwarzwald. Noch nicht einmal in Ostwestfalen. Wir waren nur Durchreisende. Blieben für Stunden, Tage, manchmal Wochen. Selten Jahre. Saßen bevorzugt an Bushaltestellen und Bahnsteigen. Dort, wo die ankommen, die keine Heimat haben. Empfangen werden mit Rose, Kuss und einem jubelnden Kind. Wir saßen und schauten. Wir hörten und heilten. Manchmal brachte uns je-

mand Kaffee. Im Winter waren die Straßen voller Schnee. Die Sommer waren heiß wie nie. Wir saßen und schauten. Wir wussten: das Himmelreich war nahe herbeigekommen. Es würde auch hier beginnen. An diesem Bahnhof im Nirgendwo. An diesen Gleisen. Und bei der Frau mit der blauen Umhängetasche, die an uns vorüberging. Wir folgten ihr und anderen die Straße entlang und tatsächlich: Oft hatten die Frauen mit den blauen oder roten Taschen ein Gästesofa und eine Decke. Und abends ein Bier für uns. Wir dagegen hatten nicht viel. Nicht einmal einen Toaster. Und wirklich viel zu sagen hatten wir auch nicht. Nur dass der Himmel nahe sei. Und dies hier, genau jetzt – das ewige Leben⁷

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsre Vernunft, der halte unsren Verstand wach und unsere Hoffnung groß und stärke unsre Liebe.

Amen

7 Birgit Mattausch, Von der Gabe, nicht hineinzupassen, in: Maria Hermann und Sandra Bils, Vom Wandern und Wandern. Fremdsein und prophetische Ungeduld in der Kirche, Würzburg, 2017, S. 191